

Abend-



Zeitung.

Vierunddreißigster Jahrgang.

23.

Donnerstag, am 6. Juni 1850.

Rösler's Flucht von Hohenasperg.

„Rösler war sehr unerwartet verhaftet worden, und durch den Zustand seiner Frau auch noch mehr als einen Monat hinaus, von jeder möglichen mündlichen Verständigung abgeschnitten. Es galt zunächst Zeit zu gewinnen; er appellirte daher an das Obertribunal in Stuttgart, welches aber die Auslieferung bestätigte, nur unter der Bedingung, daß er nicht in Preußen wegen der Theilnahme an der Reichsversammlung in Stuttgart gerichtlich verfolgt werden dürfe.

Da die Zeit noch nicht ausreichte, so erklärte er, sich nun an das preussische Justizministerium um Zurücknahme der Requisition wenden zu wollen, und ließ auch den 16. noch diese Schrift abgehen, deren Beantwortung er jedoch nicht abzuwarten gedachte.

Seiner gleich von Anfang beschlossenen Flucht standen nämlich ungemeine Hindernisse entgegen. Er saß mit Nau von Gaildorf zusammen im festesten Zimmer von Hohenasperg, wo an sich schon ein Ausbruch kaum denkbar war, und der Aufseher revidirte täglich Gitter, Diele, Wände

und Schlösser. Ferner war Rösler den ganzen Januar hindurch so krank, daß er fast gar keine Speise genießen konnte, so daß er für größere Anstrengungen, wie Klettern oder weit Laufen, sich zu schwach fühlen mußte. Es war ihm zwar gelungen, durch schon früher verabredete Mittel, eine Korrespondenz durch die Hände des Untersuchungsrichters zu eröffnen, welche beim unschuldigsten Aeußern es ihm möglich machte, seine Pläne und Requisiten nach Außen gelangen zu lassen. Aber unglücklicherweise war der Schlüssel dazu draußen nicht brauchbar, und die Nachlässigkeit eines Freundes draußen verzögerte Alles um mehr als vier Wochen; auch andere Berechnungen schlugen fehl wegen der zu großen Vorsicht Solcher, die früher eine Mitwirkung zugesagt hatten. Endlich entschloß sich Rösler's junge Frau von achtzehn Jahren, kaum erst aus dem Wochenbett erstanden, die Sache selbst in die Hand zu nehmen und auch den letzten Rest der geretteten Subsistenzmittel und ihre eigene Freiheit daran zu setzen.

Sie zog nach Ludwigsburg, eine Stunde von Asperg, und hatte binnen acht Tagen die Sache so rasch und flug betrieben, daß der Versuch unternommen werden konnte. Rösler

wurde mit Geld, Waffen und Pässen versehen und der von ihm ausgedachte Plan pünktlich vollzogen. Da an ein Ausbrechen aus dem Zimmer nicht zu denken war, so konnte nur die Stunde des Spazierengehens gewählt werden, freilich am hellen Tag von 11 bis 12 Uhr, im Angesicht dreier Schildwachen, des begleitenden Unteroffiziers und der Fenster der Aufseherwohnung. Aber freundliches Plaudern mit den begleitenden Unteroffizieren, und vor Allem die Tiefe der Gräben und die Höhe der Mauern, machten natürlich eine solche That undenkbar.

Die Gefangenen haben für ihren Spaziergang einen Raum von etwa 200 Schritten vor der Aufseherwohnung und längs dem innern Graben, welcher zwischen 20 und 30 Fuß tief ist; der äußere Graben ist von innen aus an den meisten Stellen 30 bis 40, an einigen 40 bis 50, an einer Stelle aber nur etwa 26 Fuß tief; von außen umgibt ihn ein Pappelgang, 15 Fuß höher als der Graben, und dann fällt der Regel sehr steil in Weinbergsgeländen gegen die Eisenbahn und das Dorf Asperg hinab. Nur zwanzig Schritte von den Fenstern des Aufsehers und vom Schilderhäuschen überbrückt eine hohe Bastei den inneren Graben, welcher zu Ziergärten eingerichtet ist, und in welchen von dieser Bastei aus eine kleine Gartentür und Gartentreppe hinabführt. Eine zweite Thür, höher, und ein gewölbter Gang führen unter der Bastei durch in einen andern Theil des innern Grabens, und aus diesem wieder eine Treppe hinauf zu einem Pavillon, der auf der Trennungsmauer zwischen beiden Gräben steht, gerade wo sie am niedrigsten ist und so dicht an der hohen Bastei, daß diese Stelle von innen aus nirgends ordentlich bestrichen werden kann, wenn nicht außerordentliche Aufmerksamkeit da ist. An dieser Stelle also konnte an der Mauer ganz unbemerkt eine Leiter liegen, aber freilich mußten sich die Männer, welche sie anlegten, im Entdeckungsfalle auf die Schüsse zweier Schildwachen gefaßt machen, und auch darauf, daß ihnen der Rückzug abgeschnitten wurde; denn es war nicht möglich, derselben Stelle gegenüber von Außen in den Graben zu gelangen; erst etwa 60 Schritte weiter, wo sich die Mauer

abermals zu einer noch höhern Bastei ausbiegt, während der Pappelgang sich gerade dort tief senkt, war es möglich, von außen hinein in den äußeren Graben zu gelangen, ohne von innen gesehen zu werden, weil ein im Winter leer stehendes Wohnhaus auf dieser Bastei die Herabsticht verdeckt.

Rösler gewann einen Soldaten in der Festung, welcher zwei Bauernburschen aus einem benachbarten Dorf und die nöthigen Leitern durch dieselben zu stellen versprach. Auf den 20., 21. oder 22. war der Tag der Ausführung festgesetzt: ein Wagen hielt an allen drei Tagen unweit des Dorfes Asperg in Sicht der Festung; Waffen und alles Nöthige hatte Rösler geschickt in seinem Schlafpelze verborgen, in dem er gewöhnlich spazieren zu gehen pflegte. Seine Frau kam hinauf ihn zu besuchen, und ihm zu melden, daß es nun geschehen müsse. Aber eine gewisse Aengstlichkeit und Eilfertigkeit in ihrem Wesen mochte Verdacht erregt haben; kurz als Rösler seinen Spaziergang mit dem Unteroffizier antrat, zog dieser vor seinen Augen das Seitengewehr, und ersuchte ihn, sich nicht von seiner Seite zu entfernen. Bald darauf erschien aber auch ein entschlossener und gewandter Freund, der das Unternehmen von Außen zu leiten übernommen hatte, und gab das Zeichen, es sei heute unmöglich. Der Soldat und die beiden Helfershelfer hatten ihr Draufgeld genommen, einen Versuch gemacht, die junge Frau um das Ganze der verabredeten Belohnung zu betrügen, und hatten nichts gethan, auch nie etwas thun wollen. Schon Nachmittags konnte Rösler durch einen höchst sinnreichen Einfall seiner Frau davon in Kenntniß gesetzt werden.

Obiges ist die einzige Bestechung, welche innerhalb der Festung angewendet worden ist, und, wie gezeigt, zu nichts führte; aber weder die junge Frau, noch der thätige Freund verloren den Muth. Schon am anderen Tage waren drei kräftige und gewandte Männer anderswoher gewonnen, die nicht für Geld, sondern aus Ueberzeugung mitwirkten.

In einer furchtbar stürmischen Nacht wurden zwei Leitern in ziemlicher Entfernung von Asperg entwendet, von ihnen über fünf Viertel-

stunden weit an den Berg und hinaufgetragen, und in den Graben geschafft; der entsetzliche Sturm hielt alle Schildwachen in ihren Häuschen, und machte Alles unhörbar; aber das Mondlicht gestattete ihnen Alles selbst zu rekonoszieren, und sogar zur Probe die Trennungsmauer selbst zu ersteigen; dann verbargen sie die Leiter dicht unter der hohen Mauer, wo sie von oben Niemand sehen konnte. Auch das Wetter Morgens war günstig, stürmisch und etwas regnerisch, so daß keine überflüssigen Spaziergänger Innen und Außen zu besorgen waren.

Rössler war die letzten Tage und auch den Morgen des 22. wieder so unwohl gewesen, daß er fast keine Speise zu sich nehmen konnte. Um dreiviertel auf elf Uhr wurde ihm der Besuch seiner Frau gemeldet; er machte seine Waffen zurecht, steckte sie zur Hand, und ging dann wie gewöhnlich in die Stube des Aufsehers, seiner Frau Besuch zu empfangen; sie konnte ihm nur rasch in's Ohr flüstern, daß Alles bereit sei, und daß er den gefährlichen Gang sofort antreten solle, sobald der Freund draußen das Schnupstuch herausziehe. Vergeblich drang er in die hochherzige Frau, wieder fortzugehen, weil man sie zuerst im Verdacht haben und verhaften würde. Standhaft erklärte sie, sie könne hier oben noch nützlich sein; und in der That war es auch nur ihre Anwesenheit und ihr öfteres Erscheinen an Thür und Fenster, welches den begleitenden Unteroffizier von jedem Argwohn abbrachte, warum wohl Rössler nicht mit ihm und seinem Mitgefangenen ausundabspazierte, sondern sich stets in der Nähe des Hauses und der Bastei aufhielt. Die muthige Frau erklärte Rössler noch: „Es ist besser, ich sitze als Du;“ sie hatte sogar das größte Opfer einer Mutter gebracht, und auf alle Gefahr hin ihren Säugling nicht mitgenommen, um zu jedem Beistand bereit zu sein. Rössler täuschte umsomehr den Argwohn des Gefangenwärters, indem er seine Frau laut bat, sie möge ihm nicht übel nehmen, wenn er wegen seines Unwohlseins erst eine halbe Stunde die frische Luft genieße, ehe er mit ihr plaudern könne.

Raum war er draußen, und Unteroffizier und Schildwache hatten den Rücken gewendet,

so glaubte er das verabredete Zeichen zu sehen; — er öffnete die nur verriegelte Gartenthür, stürmte die Treppe hinab, riegelte die Thür des gewölbten Ganges auf, eilte durch den Gang, den Graben, und die Treppe hinauf zum Pavillon, und sah — keine Leiter! Seine Kurzsichtigkeit hatte ihn das Zeichen falsch verstehen lassen. Unverweilt stürmte er zurück, und oben trat ihm die Schildwache mit gefällttem Gewehr entgegen. Lachend erzählte er der Schildwache, der Sturm habe ihm den Hut in den Garten geblasen, und fragte sie noch spottend, ob sie geglaubt habe, er wolle durchgehen?

Treuherzig erzählte ihm noch die Schildwache, wie sie erschrocken sei, und geglaubt habe, er wolle entfliehen, bemerkend: „So etwas müssen Sie nicht wieder thun!“ Rössler lachte mit ihr darüber, und sagte: „Da müßte einer Flügel haben!“

Inzwischen hatten sowohl seine Frau als der Aufseher sein Verschwinden und Wiederkommen bemerkt; der Aufseher war sehr unruhig und argwöhnisch; die Frau lispelte Rösslern in's Ohr: „Du mußt mich falsch verstanden haben; erst wenn er das Schnupstuch herauszieht!“

Der Aufseher befahl der Frau ziemlich barsch, wieder hineinzugehen, während der begleitende Unteroffizier noch gutmüthig sagte, er würde nicht so streng gewesen sein.

Rössler machte einige Gänge mit dem Unteroffizier und seinem Mitgefangenen, sah diesmal besser durch sein Fernrohr das Schnupstuch herausziehen, und stellte sich sprungfertig, aber die Schildwache wich eine Viertelstunde lang nicht von seiner Seite. Wieder erschien die junge Frau an der Thüre; er rief ihr zu, sie möge ihm nur noch fünf Minuten gönnen, dann komme er herein; sie antwortete: „Ja, aber komme bald, ich muß um ein Uhr wieder fort.“

Inzwischen hatte Rössler die Schildwache genug ermüdet, indem er die Gegend mit seinem Fernrohr betrachtete; er richtete dasselbe nochmals auf die Fenster der Aufseherwohnung, und sah, wie seine Frau mit dem Kinde des Aufsehers spielte, und den argwöhnischen Mann vom Fenster wegdrängte. In dem Augenblicke

kehrte die Schildwache Rösler den Rücken, und begann wieder ihren Gang abwärts. Der Unteroffizier war mit Nau wohl dreißig Schritte entfernt. Sogleich stürmte er von Neuem in den Graben hinab, durch den gewölbten Gang, und hinauf zum Pavillon; da lag die Leiter. Rösler schwang sich über die Mauer, aber die Leiter war einige Fuß zu kurz, er konnte sie nicht mit den Füßen erreichen. Die Männer jedoch, die unten standen, riefen ihm Beruhigung zu, und hoben sofort die Leiter mit ihren Armen so hoch, daß er sie gewinnen und herabsteigen konnte. Abermals ein Hinderniß! Beim langsamen Herablassen faßte die Leiter einen Zipfel von seinem Schlaspelze, und presste ihn an die Mauer. In dieser Minute zwischen Tod und Leben, mußte er, während die Leiter unten noch gar nicht den Boden erreicht hatte, oben an die Wand gestemmt, sie von der Mauer wegdrängen, und so sich frei machen. Nun geht es im Trab etwa 60 Schritt im äußern Graben fort, um die zweite Bastion herum, wo die zweite Leiter stand; die erstere warfen die Begleiter um, die andere zogen sie kaltblütig mit hinaus aus dem Graben, und verbargen sie in den Weingärten. Und nun ging es den steilen Berg durch die Weingärten hinab, gerutscht, gesprungen, gerannt, gestürzt. Als sie auf die erste Fahrstraße kamen, wo die Chaise halten sollte, war wieder diese nicht da, sie war fehl gefahren. Derjenige, der bestimmt war für ihre richtige Bewegung zu sorgen, hatte zwar zeitig den Irrthum bemerkt, allein beim eiligen Umdrehen auf dem steilen Bergwege war sie umgefallen, so daß der Darinsitzende lange nicht herausgebracht werden konnte; dann hatte es fast übermenschliche Anstrengung gekostet, sie aufzurichten. Eine Stange war gebrochen. Als Rösler's Begleiter die Chaise am bestimmten Orte nicht fanden, sprang einer mit ihm weiter durch die Wiesen auf eine andere Straße zu; zwei eilten in's Dorf, wo sie eben die Chaise zurückkommend fanden, mit begreiflich großer Hestigkeit herumrissen, auf den nunmehr bezeichneten Weg wiesen, und hineinsprangen. Zwar konnte weder dieses ohne Aufsehen vorübergehen, noch Rösler seinerseits dem Verdacht eines begegnenden Steuer-

einnehmers entgehen, welcher sehr richtig kalkulirt haben soll, daß man im Februar nicht ohne Ursache im Schlafgewande über die Wiesen springe; aber letzterer hatte eben so richtig kalkulirt, es sei nicht rathsam, eine Verhaftung zu versuchen; und in der That wäre schwerlich der erste Aufhaltende in die Lage gekommen, seine Prämie zu genießen. Endlich erreichte man die Chaise, einer der Begleiter stieg mit hinein, und die andern eilten dem nahen Walde zu. Die Chaise fuhr im Galopp von dannen, und hatte noch nicht Ludwigsburg erreicht, als die Lärmkanone brummte, jedoch wegen des zu starken Windes ganz unhörbar.

In raschem Fahren fiel Rösler's großer Bart unter der Scheere und tauschte er mit seinem Begleiter die Kleidung. Man schlug die Richtung nach Baiern ein; in einer württembergischen Stadt wartete auch schon seit drei Tagen täglich Nachmittags ein bespannter Wagen, welcher ihn nun rasch weiter führte; und sobald er glatt rasirt war, durfte er es wohl wagen, auch öffentlichen Gelegenheiten sich anzuvertrauen. In der Nacht erreichte er Nördlingen, und schlug auf der Eisenbahn die Richtung nach Lindau ein. In Augsburg hatte er das unangenehme Vergnügen, sich erkannt zu sehen von unbekanntem Damen, aber zum Glück gerade erst beim Fortfahren, und in einer andern Stadt, wo er ein Bierhaus betrat, kam er an eine Stelle zu sitzen, wo an der Wand sein Bild hing. Es waren aber keine Denunzianten da, obwohl er erkannt worden sein soll. In einer andern bairischen Stadt war er behufs der nothwendigen Erkundigungen an Jemanden adressirt, aber irthümlich und so daß die Nachfrage nach diesem ihn vielem Verdachte preisgegeben, und ihn persönlich gerade in ein Denunziantennest mitten hineingeführt haben würde; ein Offizier, mit dem er unterwegs zusammentraf, und der freilich nichts ahnte, gab ihm glücklicherweise Gelegenheit, sich über Alles genau zu erkundigen, und eine sichere Adresse zu erlangen. So erreichte er am 24. Nachmittags den Bodensee, hier, wie überall, wo er anklopfte, von der kräftigen Unterstützung der Männer und von der liebevollen Theilnahme der Frauen geleitet. Das Dampfschiff zu be-

steigen, durfte er nicht wagen; an einer versteckten Stelle am Ufer lag ein Kahn, in dem er sich platt niederlegen mußte, damit vom Ufer aus keine Gestalt außer dem Schiffer gesehen werde. Es war ein ziemlicher Nebel da sie abstießen; nach einer halben Stunde sagte ihm der Schiffer: „Stehen Sie auf, jetzt sind Sie frei!“ Rösler richtete sich auf; der Nebel war verschwunden, und im ersten Augenblicke, wo er sich wieder sicher und frei fühlen konnte, erblickte er in herrlicher Nachmittagsbeleuchtung zum erstenmale in seinem Leben die Alpen.

Die Rosen.

(Fortsetzung.)

Nach einer qualvollen Stunde schlug sie die Augen auf, und nach der Frage, wie sie sich befände, wurde ihnen die Antwort: leicht um das Herz und schwer der Kopf. Die Augen schlossen sich wieder und eine dunkle Fieberhitze lagerte sich auf dem lieblichen Gesicht, sie öffnete wohl die Augen auf Momente, aber erkannte Niemand mehr. Die beiden Herren erboten sich, sogleich nach der Stadt zu retourniren, um den Arzt herauszusenden, welches Anerbieten der Direktor auch annahm.

Mit inniger Theilnahme hörte Elfriede von Kollig die Nachricht, daß ihre Freundin, Rosa Vestock, von einem hitzigen Nervenfieber heimgesucht sei; die Angst vor einer Ansteckung ließ sie die Nähe der geliebten Kranken meiden, von dem Hauptmann Schlang, der alle Tage nach R. f ritt, um sich nach dem Wohl des Fräuleins zu erkundigen, vernahm sie, wie bereits 3 Wochen die Kranke, ohne Bewußtsein, des Fiebers Beute war.

Ein düstrier Novembertag, der in seinem dichten Nebel die Verkündigung des herannahenden Winters barg, der heulende Wind um die Höhen des Schlosses zog, kältend durch die Zimmer und angenehm die wärmende Atmosphäre des warmen Ofen erscheinen ließ. In

seiner Nähe lag schlummernd, von den vielen Nachtwachen erschöpft, bleich im Angesicht, Isabella; sie mochte ganz wider Willen eingeschlafen sein, denn sie hielt in der einen Hand einen versiegelten Brief, den sie wahrscheinlich hatte öffnen wollen. Da hörte die Schlummernde sich leis bei ihrem Namen nennen, sie wachte auf, horchte, da rief es wieder leis: „meine Isabella!“ sie sprang auf und an das Bett; da blickte Rosa mit ihren schönen Augen sie freundlich an und reichte ihr die matte feuchte Hand.

„Ich war wohl recht krank, meine theure Freundin? Mir ist es wie ein Traum, als wenn ich Dich oft und mit Thränen an meinem Lager gesehen hätte.“

„Ach, Rosa, wir haben schreckliche, tödtende 3 Wochen um Dein Leben gebangt — heut Morgen erklärte Dich der Doctor Nowack außer Gefahr, doch sollst Du und ich nicht reden, bis Du stärker bist. Dem Oheim und Vater aber, die für Dich namenlos gebangt haben, muß ich ein Zeichen geben, daß Deine lieben Augen mit heller Klarheit Deines Geistes dem Leben entgegen lächeln.“ Sie griff nach einem Glockenzeuge, der in die Zimmer der Herren ging, und gab das erwartete Signal. Es währte keine Secunde so traten die beiden Herren herein und zu dem Bett der Kranken.

Der Direktor ergriff bewegt die ihm dargebotene Hand der Reconvalescentin und sprach: „Ich grüße Dich herzlich meine Rosa zum wieder erwachten Leben; mög' es Dir der Freuden viele nun erblühen lassen.“ — Der Kammer Rath konnte vor Rührung nicht sprechen, und setzte sich stumm an dem Lager hin.

Als am andern Tage der Doctor kam, erklärte er sie außer aller Gefahr, und brachte dadurch große Freude in dieses Haus, denn Alles liebte die schöne, gute Rosa. —

Der Hauptmann v. Schlang vernahm es in der Stadt, daß Rosa gerettet sei, ritt Nachmittags hinaus nach R. f um seinen Glückwunsch persönlich darzubringen, entnahm von Keuzendorf ein schönes herrliches Rosen- und Myrthen Bouquet, welches seine Liebe und Hoffnungen verkünden sollte, und barg es vor des Novembers rauhen Lüften in seinem Mantel.

Isabella war bei Rosa, die heut schon munter auf dem Lager lag; sie hörte den Gallop eines Pferdes die Anfahrt hinauf, und frug, wer kommt wohl, Cousine?

„Wer wird es sein? der Hauptmann Schlang.“

„Was könnte der hier wollen?“

„Gratuliren, mein Kösschen, daß uns die blühende Rosa wiedergegeben ist.“

„Sollte dieß ihn interessiren?“

„Nun, muß doch wohl Interesse für Dich haben, sonst würde er wohl nicht alle Tage, wenn er nicht selbst kommen konnte, seinen Burschen gesendet haben, um zu vernehmen, wie es der Blume des Thales ergeht; was ist da natürlicher, als daß er heut persönlich kommt, um zu hören, wenn er das Glück haben kann Dich selbst zu sprechen. Nun wirst Du wohl dem bleichen Ritter gewogener sein, wie früher? Nein, Spaß bei Seite, höre Cousinchen, ich glaube wirklich, Schlang hat Dich in sein Herz geschlossen, denn als Du dazumal an dem Sitter des Grabmals meiner Mutter niedersankst, so trug er Dich auf seinen Armen in das Schloß; nun kannst Du zwar sagen, dieß könne und werde ein Anderer auch thun; wohl möglich, nur nicht mit dem besorgten Blick, mit der Todesangst auf dem Gesicht. Du weißt, er ist immer schon bleich, Du nennst ihn einen Bleichling, aber selbst seine Züge hatten einen steinernen Ausdruck angenommen, und solches Gefühl für anderer Leiden wohnt bloß in einem Herzen, das Liebe für die Kranke fühlt.“

Berührt hatte die auf dem Wege der Genesung vorschreitende Rosa dieß angehört und ein seliges Lächeln verschönte das matte Gesicht, und als wollte sie danken für diese liebende Arznei, reichte sie der Cousine die Hand und zog sie leise auf das Lager und barg ihr Köpfchen an deren Schulter. Die Cousinen hielten sich eng umschlungen, und die Herzen hätten zu einer Mittheilung sich wahrscheinlich geöffnet, wenn nicht der Kammerrath die Thür leis geöffnet hätte, und die Frage auf seinen Lippen zurückdrängte, ob Rosa schlief, da er die beiden Cousinen in enger Umarmung fand.

Er hielt in der einen Hand ein reizendes Blumenbouquet, in der andern ein kleines Brief-

chen von Rosapapier, sein altes Antlitz lächelte freundlich den Nichten entgegen, er trat zu dem Bett, legte Blumen und Brief auf die Decke desselben, küßte Rosa freundlich auf die Stirn und sprach scherzend: „Dein Freund Schlang sendet Dir dieß, darf ich ihn grüßen?“

Sie wurde roth bis unter das Häubchen und erwiderte ihm: „danke ihm, lieber Oheim, für seine Liebe und Freundlichkeit von mir.“

„Und weiter nichts?“

„Was soll ich ihm denn sagen lassen?“ frug lieblich erröthend das Mädchen.

„Jetzt hast Du mir genug gesagt, liebe Rosa,“ sprach heiter der alte Mann, „sollte ich die Farbe Deiner Wangen ihm verrathen, er ritt heut auf Windeseil zu Haus — na Adieu! lies Dein Briefchen nur mit Andacht!“

So wie Rosa das niedliche Briefchen ansah, so wurde sie immer von Neuem roth; endlich stieg das Herz und sie bat Isabella ihr das Schreiben vorzulesen, weil ihre Augen noch zu schwach wären, eigentlich aber, um unbemerkt sich dem Eindruck hinzugeben, den diese Zeilen auf sie machten.

Isabella erbrach das Couvert, welches auf seinem Siegel Amor darstellte, der so eben den Pfeil abgeschossen hatte. „Sieh wie sinnreich, hob dieselbe an, er sagt, sein Herz ist verwundet! — Kösschen, Du wirst es heilen müssen!“ Sie las:

Mein hochverehrtes Fräulein!

Wenn ich auch erst die Ehre genossen hatte, Ihnen, mein Fräulein, die Hochachtung und Ergebenheit versichern zu können, indem ich das Glück genoß, Ihnen vorgestellt zu werden, so ist darum das Gefühl doch ein inniges, dankbares, was ich dem höchsten Wesen zolle, daß er Sie dem Leben wiedergegeben, und nicht bloß Ihren theuern verehrten Anverwandten die Wünsche des Herzens erfüllt, sondern auch die Zahl Ihrer Sie hochachtenden Freunde, unter denen ich mich wage zu nennen, durch Ihre Genesung beglückt hat.

Es kann der Frühling nicht in seinem schönen Gewande Ihre Genesung feiern, denn die Natur hat ihren grauen Mantel umgenommen; erlauben Sie mir aber, daß ich

einige Boten des hoffenden Frühlings Ihnen senden darf! —

Möchte der Tag mir bald erscheinen, wo ich so glücklich wär', die Gefühle ausprechen zu können, die mich durchglühen; dies ist der innigste Wunsch des Herzens Ihres Sie hochverehrenden
Emil v. Schlang.

„Nun, mein Mäuschen, was sagst Du dazu, ist dies nicht ein förmliches Liebesgeständniß? Ich muß doch sehen, was er für Blumen zu seiner Sprache erwählt hat — Melisse, „Du bist mein Taggedanke und mein Traum,“ da sitzt Du schon tief im Herzen! Orangenblüthe, „die Stärke meiner Liebe vermag keine Sprache zu schildern!“ Cousine, ob er das nicht schon mehr als einmal mag gesagt haben? Rosa, „Du hast mein Herz besiegt!“ Röschen halt es fest — Ei, steh da den Schneeball, „Jugend und Schönheit, beides verehr' ich in Dir“ — Cousine, mehr kannst Du nicht verlangen — aber steh Deinen Verehrer, wie dreist — türkischer Weizen, „unter einer rauhen Außenseite schlägt oft ein gefühlvolles Herz — Lerne mich kennen und Du wirst mich vielleicht lieben!“ — Röschen, jetzt habe ich genug, die andern Blumen will ich nicht studiren — Du bist doch auch zufrieden?“

„Isabella, ärgere mich doch nicht so!“ —

„Nennst Du das ärgern, wenn man die Wahrheit spricht? Aber weißt Du was, ich werde Dich allein mit Deinem Briefe lassen und zu Deinem Freunde gehn. Als Rosa allein war, zog sie den Briefe an ihren Mund und küßte die liebenden Worte. Warum sollte sie es sich verhehlen, daß sie ihn liebte vom ersten Augenblick an; sein bleiches interessantes Gesicht, und das Feine seines Wesens hatten ihr Herz eingenommen. Er hatte einen gewissen Zug um den Mund, der stets die Mädchen gewinnt. —

Nach wenigen Wochen war sie so weit hergestellt, daß sie das Familienzimmer zum ersten Mal betreten konnte; es war ein Fest für Alle, als das liebliche Mädchen nun wieder in ihrem Kreise war.

Der Direktor hatte seinen Scherz und sprach: „nun wünschte ich doch, daß der Hauptmann heut käm', denn wie oft hat er diesen Augenblick ersehnt.“ Und als ob ein gütiger Gnom diese Worte vernommen und erfüllen wollte, so wahrte es nicht lange und man hörte im Galopp jemand zum Schloßhof herein sprengen. Isabella eilte an das Fenster und rief: „richtig, da kommt der Hauptmann.“ Sie hatte die Worte kaum ausgesprochen und neckend Rosa einen Kuß auf die Stirn gegeben, als der Hauptmann die Thür öffnete und herein trat.

Alle blickten ihn an; über sein bleiches Antlitz flog eine leichte Röthe, seine dunkelbraunen Augen strahlten feurige Blitze auf Rosa, die aufgestanden war, um ihn zu begrüßen; ohne die andern nur anzusehen, eilte er hin, ergriff des Mädchens Hand und führte sie an seine Lippen, ohne ein Wort zu sprechen. Von dieser ungeheuchelten Freude und Rührung, die sich in des Hauptmanns Wesen aussprach, waren Alle ergriffen, ein jedes fühlte, daß er nähere Ansprüche an Rosa mache, sie selbst aber dankte ihm für seine Liebe mit einem innigen Blick.

Er nahm einen Stuhl und setzte sich dicht neben Rosa, und hielt ihre Hand fest in der seinen und hatte bloß Auge und Ohr für sie, und als er an des Mädchens leiser Sprache, der wechselnden Röthe ihres Gesichtes wahrnahm, daß auch sie die Empfindungen seines Herzens theile, küßte er zärtlich ihre Hand, sprang vom Stuhle auf, zum Direktor hin und bat ihn, in seine Stube ihm folgen zu dürfen.

Der Oheim ahnte, was da kommen würde, und war nicht überrascht als er bat, ihn das Glück von Rosa anvertrauen zu wollen, und sie ihm zur Gattin zu geben. Schon wollte der Oheim antworten, als ihn der Hauptmann unterbrach: „Lassen Sie mich, mein Freund, vorher, ich bin dies Ihnen, als dem Oheim meiner geliebten Rosa, schuldig, einen Blick in meine Vergangenheit thun, ich bin dies als Mann von Ehre, Ihnen schuldig, ehe Sie mir das Jawort, was mich zu den Glücklichsten der Sterblichen erheben wird, denn ich hoffe, daß Sie nichts davon abhält, erteilen.“

„Durch eine zärtlich liebende Mutter früh an Ueberfluß gewöhnt, lernte ich jeden auch nicht erlaubten Genuß kennen — mir blieb kein Wunsch unverfagt; daß ich die Reinheit meines Herzens dabei verlor, darf ich Ihnen als Mann von Welt nicht erst bekennen. — Da, wo meine Jugend mir die Thür verschloß, öffnete mein Geld mir ihre Pforten. — Wehe dem Jüngling, dem alle Wünsche erfüllt werden! Lassen Sie mich kurz sein — ich bekenne es eben so auch mit Schmerz — daß ich meine Jugend im raschen Lauf verlebt habe, ich entschuldige mich nicht, denn ich hatte Verstand empfangen um beurtheilen zu können, was gut oder böse sei. — Doch die Lockung der Sünde ist groß! ich habe mich keines besondern Fehler anzuklagen, als eines. — Ich wohnte in dem Hause eines Kaufmanns, dessen Tochter mir mit Liebe entgegen kam — ich hätte die Schranke ziehen können — denn ich liebte mit der Kraft meiner Seele. Prinzess Sophie v. W. dort, konnte ich bloß von fern anbeten, die Dame meines Herzens, bis es mir später gelang, auch Liebe, wie ich wähnte, zu erwecken, was ich aber jetzt in meinem Herzen, da ich Rosa kenne und liebe, bloß für Stolz und Ehrgeiz halte.

„Die Tochter meines Wirthes kam und zeigte mir eine Liebe, die ich für Prinzess Sophie in mir trug — Des Mannes Eitelkeit erwachte. Ein großes Soupè, was spät in die Nacht währte und mich durch seine feurigen Weine erregt hatte, ließ eine Stunde mich verleben, die, könnte ich sie aus dem Buche meines Lebens streichen, mein Vermögen mich darum geben ließ. —

„Prinz v. W. erfuhr meine Inclination mit Prinzess Sophie und ich wurde hierher versetzt und habe noch nicht erfahren können, auf alle meine Briefe, ob Auguste Brühl, so heißt die Unglückliche, Ansprüche auf mich machen kann. — Halten Sie, Herr Direktor, nachdem ich Ihnen alle Sünden meiner Jugend treu mitgetheilt, mich für würdig, die Hand von Rosa, des engelsreinen Wesens, zu erhalten?“

Der Direktor umarmte ihn und sprach feierlich: „Welcher Mann könnte sich rein von Sünden halten? — Welcher hätte nicht gefehlt

gleich Ihnen — wer da behaupten wollte er hätte nie der Sünde gehuldigt, den können wir für einen Lügner und Scheinheiligen erklären! — Straucheln thun wir alle, wohl jedem, der sich erhebt und stark genug ist — die Sünden der Jugend zu bekennen, wenn er eines Mädchens Hand begehrt, damit keine Vorwürfe ihn einst treffen können.

„Haben Sie dem Mädchen die Ehe versprochen, und hat sie Ansprüche auf Ihre Hand?“

„Nein! — der eine Kausch hatte sich meiner bloß bemächtigt!“ —

„So gebe ich Ihnen meine Einwilligung, doch muß ich zuvor an den Prinzen W. schreiben, der schon einmal in Ihrem Leben eine Rolle gespielt hat, er ist der Vormund von Rosa, und war ein Jugendfreund ihres verstorbenen Vaters. Sie dürfen aber nicht befürchten, daß er ihrem Glück störend entgegen treten wird, er liebt Rosa innig und wünscht bloß ihr Glück. Betrachten Sie, auf mein Wort, Rosa als Ihre Braut, doch trüben Sie, durch ein Bekenntniß ihrer Jugend, nicht den Frieden von Rosa's Seele — sie bleibe, was des Weibes höchster Schmuck ist — ein reiner Spiegel! —

„Wir wollen in den Salon gehen und ich werde suchen, Ihnen eine Unterredung mit Rosa zu bereiten.“ Als sie Beide zurück kehrten, war dieselbe ganz allein. Isabella war einer häuslichen Pflicht nachgegangen, und der Kammerath war auf sein Zimmer gegangen, denn er ahnte, daß es zu einer Erklärung kommen würde.

Bei dem Eintritt der Herren wurde Rosa leichenbläß, die Stimme des Herzens sagte ihr, sie stehe an der Schwelle ihrer Zukunft. Sie beugte das erröthende Gesicht auf ihre Arbeit, die sie in den Händen hielt und sah nicht, daß der Oheim das Zimmer verließ.

Sie vernahm den Schritt des Hauptmanns, der sich neben sie auf den Divan setzte, und zuerst mit liebenden Blicken die Verlegenheit des noch bleichen Gesichtchens betrachtete, und wie sie schnell die Nadel in den Händen bewegte, ohne die Arbeit zu fördern. Da hob er an, „meine Rosa,“ und ergriff eine ihrer kleinen

Hände, die sie ihm willig überließ, „als Sie an jenem mir unvergeßlichen 13. Oktober bewußtlos in meinen Armen, an meinem Herzen lagen, da fühlte ich ein unnenmbares Gefühl mich durchströmen — ich habe wohl in meinem Leben schon gewähnt Liebe empfunden zu haben, doch seit ich Sie erblickt, meine holde Rosa, da erst empfinde ich, was wahre Liebe ist. — Lassen Sie mich, mein innig geliebtes Mädchen“ und hier umschlang er ihre Taille, „Ihnen die innige Bitte meines Herzens aussprechen, beglücken Sie mich durch ihr Herz und ihre Hand, werden Sie meine geliebte Gattin.“ Rosa weinte sanft, sie war keines Wortes mächtig, und barg verschämt das Gesicht an seiner Brust, und ruhte in den Armen, die sie schützen wollten vor jedem Erden Schmerz.

„Meine theure Rosa, wollen Sie der Engel meines Lebens werden? Nicht ein Jüngling bittet um Ihre Liebe, sondern ein gereifter ernstester Mann, der aber auch zuerst im Stande ist, den Werth der Blume zu kennen, die mit liebendem Sinn seine einzige Freude sein will — mein Mädchen,“ fuhr er weich fort, und seine Stimme klang in männlicher Rührung, „willst Du mein Ein und Alles sein?“

„Ich will“ hauchte sie leise —

Gerührt schloß er sie in seine Arme und küßte das Ja von den blühenden Lippen und ein dankender Blick nach oben sandte den leisen Schwur zu dem unendlichen Wesen hinauf, das Mädchen seines Herzens zu beglücken mit allen Kräften seiner Seele und nie mehr den gewandelten Pfad zu betreten.

Leise betraten der Direktor, Kammerrath und Isabella das Zimmer, und nahen ungesehen den Glücklichen — da erblickte sie Rosa und entwand sich des Hauptmanns Armen und barg das weinende Gesicht an der breiten Brust des Direktors.

„Meine Rosa, sprach er feierlich, Du flüchtest heut in dem heiligen reinen Gefühl Deines Herzens, als Braut eines edlen Mannes, an die treue Brust Deines väterlichen Freundes. Doch“ er nahm sie sanft aus seinen Armen und legte sie dem Hauptmann in die seinigen, „ich lege Dich getrost an das Herz desjenigen,

der Dir alles sein wird, der einst Rechenschaft dafür geben muß. Und Du, höchstes unendliches Wesen,“ hier nahm er sein Sammetmützchen ab und eine heilige feierliche Stimmung ergriff die Anwesenden, „nimm die Verlobten in Deinen Schutz. Bleibe ihnen nahe in der Stunde des Kammers, und laß die elternlose Waise durch das Herz ihres Gatten für eine öde Kindheit entschädigt werden. Geloben Sie mir, lieber Schlang, als Mann von Ehre, über Ihre künftige Gattin zu wachen, daß kein Kummer von Ihrer Seite sie treffe, denn die Wege des Herrn müssen wir gehen, doch er wandelt sie ja mit uns.“

Der Hauptmann schwor bei seiner Ehre, Rosa zu schützen und zu lieben, so lange ein Athem in seiner Brust wohne — und empfing die herzlichen Wünsche von Allen.

Das liebende Paar war glücklich im höchsten Sinne des Wortes, und schwelgte in einem Meer voll Sonne. Der Direktor hatte dem Kammerrath die Avanturen des Hauptmanns mitgetheilt, und namentlich mit der Tochter des Kaufmanns Brühl. Der Kammerrath beschloß, für das Wohl der Verlobten für das Erste selbst zum Prinzen v. W. nach Königsberg zu fahren, um seine Einwilligung zu erbitten für Rosas bevorstehende Vermählung und dann zu hören, ob der Hauptmann eine Verpflichtung, als Mann von Ehre, zu entrichten habe, für die Stunde seines Sinnenrausches. —

Dieser Beschluß wurde dem Hauptmann mitgetheilt, der dies höchst dankbar erkannte; es wurde beschlossen, für das Erste die Verlobung geheim zu halten, bis der Prinz dem Verlöbniß seine Weihe gegeben hätte. Der Kammerrath beschloß, gleich nach dem Feste nach Königsberg abzureisen, um dem verlobten Paar die Zeit der Spannung abzukürzen.

Trauriges Schweigen, dunkle Abendstunde,
Was verkündest Du? Stenhammar.

In der Wohnung des Gerichtsdirektor Göthe saß in der Wohnstube die Gattin desselben auf dem Sopha, sie war sehr leidend und litt schon lang an einem hartnäckigen Rheuma an den Kopfnerven. Die einzige Tochter saß mit trü-

ben Augen am Fenster und schaute gedankenlos hinaus, und von Zeit zu Zeit fiel eine Thräne auf ihre Arbeit, ohne daß sie deren gewahr wurde.

„Hermine,“ rief die Direktorin, „komm doch einmal zu mir, setze Dich auf mein Fußbänkehen und sage mir ganz aufrichtig, was ist es denn eigentlich, was Dich meine gute Tochter so bekümmert? — Ach, ich fühle, es geht ein böser Geist durch dieses Haus — ich kann aber nicht erkennen, was es ist. Mit Deinem Verlobten, dem Lieutenant Meidhart bist Du nicht gespannt, denn er war ja erst vorhin da, den Vater seh ich sehr selten, da er so mit Geschäften überhäuft ist — Dein Bruder ist wohl, ich weiß nicht, was es ist, mein Kind, — aber ich fühle geistig — es steht uns eine Aenderung des Schicksals bevor.“

„O, meine Mutter, könnte ich Ihnen den Schmerz verschweigen, der meine Brust durchwühlt — ich würde es thun, aber ich kann es nicht — hätten Sie mich auch nicht aufgefördert, geliebte Mutter, ich hätte doch nicht länger schweigen können.“

Sie stand auf, setzte sich neben die treue Mutter und umschlang sie mit ihren Armen und fuhr leise fort, „mein gutes Mütterchen, wir gehen sehr dunkeln Tagen entgegen, doch wir wollen nicht zagen, denn wir wandeln schuldlos.“ Sie hielt erschrocken inne als sie die Mutter leichenblaß zurückstinken sah und schmerzlich nach dem Kopfe griff. Sie winkte, daß die Tochter weiter fortfahre. „Sie wissen, liebe Mutter, daß der Vater mir schon seit langer Zeit Aktenstücke zum mundiren brachte, wo ich nach einer Vorzeichnung sie umschreiben mußte. Der Vater gab vor, dies wäre seine Arbeit und ich könne sie ihm erleichtern, daß er nicht die Nächte so opfern dürste. Ich that dies gern, denn wenn ich schlafen ging, brannte ja noch immer des Vaters Licht, und ich dachte mir ihn erschöpft, arbeitend für unser Wohl. Ich sollte schrecklich aus diesem Traum gerissen werden.“

„Es hatte mich schon oft bekümmert, daß unsere Finanzen gar nicht mehr langten wollten, und der Vater nie Geld hatte; ich wußte doch die Einnahmen, auch was wir ziemlich brauch-

ten, wo ein noch bedeutendes plus zur Disposition des Vaters blieb.“

Mit steigendem Interesse hatte die Direktorin den Worten der Tochter gelauscht — als die Tochter erschöpft inne hielt — die Schwere der Vergangenheit, die Ahnung einer grausen Zukunft überwältigte sie, daß einen Moment sie schwieg — da ergriff die Mutter eine Hand von ihr mit dem Bedeuten, fortzufahren — diese fuhr leise fort, „da kam am Montag der Sekretair des Gerichtes mit dem a vis zu mir, der Chef des Oberlandesgerichts wünsche mich zu sprechen. — O, Mutter daß ich schweigen könnte!“ — Hier hielt sie ein; nach einer Pause sprach sie weiter: „Sie lagen heftig an dem Reiß — die Abwesenheit von mir konnten Sie nicht gewahr werden — ich wollte den Vater fragen was ich da sollte, aber der war nicht da — ich ging nun hin — ich war mir keines Fehlers bewußt.“

„Wohl mir, daß Präsident H. . . . ein edler Mann ist — er empfing mich freundlich in der Arbeitsstube des Vaters, auf dem Land- und Stadtgericht. Der Vater saß am Bureau wie eine Leiche, und nur ein Aktuarium war noch in diesem Zimmer. Mutter, und wenn ich tausend Jahr noch lebte, die Schauer dieser Stunde wird ewig dem Herzen Ihres Kindes fühlbar bleiben!“

Die Mutter öffnete lautlos ihre Arme und zog die Tochter an das treue Herz' —

„Schmerzlich bewegt, sah mich der Präsident an, und sprach, es fällt mir schwer, als Chef Ihres Vaters und in den Gefühlen an meine eignen Kinder, diese folgende Fragen in Gegenwart Ihres Vaters an Sie zu richten.“

„Doch vor dem eisernen Buchstaben des Gesetzes muß jede Stimme des Herzens schweigen und das Gefühl verstummen, ich kann Sie nicht schonen, wie ich so freudig wollte. So frag ich Sie denn, und hier legte er mir Stöße Akten vor, die ich geschrieben, und die alten Titelblätter eingeklebt waren, haben Sie das geschrieben? Als er diese Worte an mich richtete, verhüllte der Vater sein Gesicht, und eine Todenstille herrschte. Mutter, ich fühlte, daß an dem Ausspruch alles hing, der Athem verging

mir, ich rang nach Luft, der Präsident sprach freundlich Trost Ihrem Kinde zu und bat mich, durch Fassung diese schwere Stunde uns allen zu erleichtern. Ich sank auf meine Knie und betete zu dem, der diese Nacht mir sendete, um Kraft und Muth, das zu erfüllen, was uns vernichten sollte.

„Mutter, ich erkannte die Schrift als die meinige an, denn ich hatte ja schwören müssen, alles zu sagen, ich brachte Schande auf das Haupt meines Vaters, aber ich konnte nicht meineidig werden. Mein Zeugniß bringt den Vater um Ehre, uns um Alles, sein Asyl ist sein Gefängniß, und darein hat ihn sein Kind gebracht! Mutter, kann es noch was Gräßlicheres geben im Leben? Antworten Sie mir um Gottes willen!“

„Ja, mein Kind, hauchte sie mühsam hervor, die Schuld des Vaters — sein Kind zu diesen Zweck zu brauchen — aber, wie kam es weiter — laß mich den Becher völlig leeren, Hermine, mein armes Kind, es ist ja Eins.“

„Noch während ich sprach, wurde alles zu Protokoll genommen, der Vater mußte genau angeben, wie viel die verfälschte Summe betrug, die er durch diese Umschreibung der Akten sich angeeignet hatte, und mußte schwören, daß ich ohne dies zu wissen, die Akten unter dem angegebenen Vorwande umgeschrieben hätte. Nachdem dies vorbei war, frug der Präsident, ob ich von dem andern Kenntniß hätte — Nein, nein! sagte der Vater schnell, davon weiß mein Kind nichts — Mutter, diese Worte sind mir dunkel, aber Gutes werden sie nicht bürgen — dies ist gewiß. Der Präsident entließ mich wehmüthig — und meine arme Mutter, der Vater ist Gefangener in seiner eigenen Stube. —

„Doch, meine gute Mutter, Sie haben vorhin in Inspiration gesprochen, „es geht ein finsterner Geist durch unser Haus, und schleunig will das Schicksal mit uns enden“ — ich habe vorhin ein Briefchen erhalten von dem Gerichtsrath Scholz, mit dem Ersuchen, Sie, meine theure Mutter, darauf vorzubereiten, daß heut Nachmittag der Rath Scholz Sie auf eine Stunde sprechen kann, Nachmittag um 3 Uhr,

und dies Wort ist unterstrichen. Was will er damit sagen?“

„Mein Kind,“ hob sie leise an, „ich ahne es, man weiß, daß ich keinen Theil an dieser Schuld habe, denn ich habe nichts verlebt — die Mutter wird unterrichtet für ihre Kinder zu sorgen, da es noch Zeit ist. —

„O, mein Gott, daß ich dies thun muß! Bringe mir meinen Schmuck, Hermine,“ und unter vielen Thränen nahm sie dasjenige heraus, was von ihrem Vermögen war, das, was sie von ihrem Manne erhalten hatte, ließ sie zurück und gab es der Tochter aufzuheben. — Nachdem sie ihr Eigenthum von dem ihres Mannes getrennt hatte, ruhte sie erschöpft aus, und die Tochter hielt sie in ihren Armen.

Mit dem Glockenschlage 3 Uhr kam der Gerichtsrath Scholz, ihm folgten einige Subalternbeamten, die in dem Vorzimmer blieben. Mit Theilnahme blickte er die Leidende an, der er noch einen größern Schmerz bereiten sollte, als sie ihn schon empfand. Die Direktorin kam ihm entgegen, und sagte, „sprechen Sie, Herr Rath, ich weiß, daß Ihnen dieser Gang gewiß nicht leicht geworden, und weiß die Theilnahme zu würdigen, die Sie für mich empfinden, und bitte, was haben Sie mir zu eröffnen?“

Mit großer Achtung hob der Rath an: „Frau Direktorin, ich komme Sie zu bitten mir zu erlauben, eine Untersuchung Ihres Hauswesens vorzunehmen; es ist mir schmerzlich, aber ich muß dem Gesetze folgen und Ihre Sachen, Mobilien, Wäsche u. s. w. untersuchen; ich weiß, ich werde das nicht finden, was ich suchen soll, aber Sie wissen, theure Frau, die Form muß beobachtet werden!“

„Und was suchen Sie, um Gottes willen?“

„Frau Direktorin, ersparen Sie mir diese schmerzliche Antwort!“

„Nein, Herr Rath, die Wunde blutet so schmerzlich, sie kann sich nicht noch mehr vergrößern, verwalten Sie Ihr Amt, doch sagen Sie mir es vorher.“ —

„Der Herr Direktor hatte im Deposito von den Faller'schen Minorennen, den ganzen Schmuck, das Haupt davon waren zwei große Brillanten-

rosen, ein Erbstück der Familie, man fand zwar diese Stücke vor, doch — sind die Steine nicht mehr echt — um jedes Aufsehen zu vermeiden, das einen üblen Eindruck machen würde, soll die Untersuchung im Stillen geführt werden.“

Er hätte noch lange fortfahren können zu reden, wenn ihn der stiere Blick der Direktorin nicht geängstigt hätte — er ergriff ihre Hand, sie wurde kalt in der seinen, er fühlte an das Herz, es hatte aufgehört zu schlagen.

Hermine stürzte in namenloser Angst hinzu — die Mutter war kalt und die Stimme ihres gebeugten Kindes drang an das Herz der lieben Heimgegangenen.

Der Gerichtsrath verließ schmerzlich ergriffen das Gemach, um höhern Ortes die momentan: Unterlassung des Gesetzes anzuzeigen.

Nur wenige Stunden waren vergangen und was hatte sich in diesen Alles zugetragen! — Stumm saß in der Dämmerungsstunde eines Märztages Hermine auf einem Stuhl am Fenster, und wieder schaute sie gedankenlos hinaus wie am Morgen, aber sie war in diesen wenigen Stunden um Vieles ärmer worden. Vor zwei Stunden lebte ihr noch die treue Freundin und jetzt ruhte sie kalt auf ihrem Lager.

Sie achtete nicht, daß die Thür sich geöffnet hatte und Personen in das Zimmer traten, denn ihr Schmerz war so groß, daß nichts sie berührte. Da fühlte sie sich von ein paar Armen umschlungen, und ihre herabhängenden Hände ergriffen.

„Meine arme Hermine, welches harte Loos hat Dich getroffen,“ sprach wehmüthig sie umschlingend Elfriede v. Rolley, „ich komme im Namen meiner Eltern und von meinem Herzen gedrängt, Dir in allem beizustehen, wo ich kann und Dir unser Haus als Deine künftige Stätte anzubieten.“

Der Lieutenant v. Reidhart, der mit gekommen war, faßte innig die liebende Gestalt und umschlang sie einen Augenblick, dann hat er bewegt, die letzten Stunden, wo die theure Mutter so schnell geendet, zu erzählen, denn er hoffte durch diese Mittheilung den starren Schmerz zu brechen. Unter vielen Thränen löste sie diese schmerzliche Aufgabe und als sie weinend endete,

und ihr müdes Haupt auf des Lieutnants Schulter sank, und Herr v. Bop mit Elfriede im Zimmer leis auf und abging, hörte man draußen auf dem Saale die Schritte von mehreren Personen, die Thür öffnete sich und der Direktor Göze, begleitet von dem Gerichtsrath Scholz traten mit Lichtern herein.

Die Helle des Lichterglanzes blendete die in dem dunkeln Zimmer saßen. Hermine sprang auf, ihrem Vater entgegen und warf sich weinend in seine Arme

„Meine Tochter! meine Hermine! so liebst Du doch Deinen Vater trotz seiner Schuld? Kannst Du mir vergeben, mein Kind, daß ich solch Elend und Unglück über Dich gebracht?“

„Wir wollen, lieber Vater, die Vergangenheit ruhen lassen, die Wege sind uns ja oft dunkel. Wir wissen aber, sie führen zum Licht. Sie wollen wahrscheinlich die Mutter sehen?“

Stumm bejahte er dies und als er in die Stube trat, von allen gefolgt, als er die theure Vollendete sah auf ihrem Lager ruhen, wo, dies mußte er sich gestehen, sie gewiß manche Thräne um ihn geweint hatte, empfand er tausend Dolchstiche in seiner Brust, er kniete zu ihrem Lager hin und schien zu beten.

Weinend lehnte Hermine in ihres Verlobten Arme; er sprach ihr beruhigend Trost zu; da wankte auf einmal ihr Vater und sank um. Man hob ihn auf und trug ihn auf das Lager. Es wurde nach einem Arzt geschickt, aber er blieb bewußtlos — Hermine war keines Wortes mächtig und in ihren tiefen Schmerz versunken, saß sie an seinem Bette.

Der größten Mühe des Arztes gelang es, ihn ins Leben zurückzurufen, seine Freunde und die von Hermine wünschten wohl, er wäre so hinübergegangen in ein besseres Leben.

Die Phantasien eines hitzigen Fiebers hielten seine Sinne umfassen und nur als die Glocken ertönten, um die Dulderin zum langen Schlaf zu betten, schlug er die Augen auf, doch als Hermine im schwarzen Gewand zu ihm hertrat, ehe sie die geliebte Mutter zur letzten Stätte begleitete, wandte er sich schauernd ab, als könne er diesen Anblick nicht ertragen. —

Er genas seit diesem Tage, doch sprach er nie, man glaubte, es sei dies eine Laune, als der Arzt einst dringend bat, ihm zu sagen, wie er sich fühle, da wurde man gewahr, daß ihn der Schlag an seiner Frau Sterbelager auf die Zunge gelähmt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon und ein dramatischer Dichter.

Audibert hat jüngst ein höchst interessantes Werk: „Souvenirs politiques et littéraires“ herausgegeben, worin wir einer Fülle von charakteristischen Skizzen mehr oder minder hervorragender Persönlichkeiten begegnen. Den größten Reiz des Buches möchten wir aber in der Neuheit des Stoffes finden, da uns bisher unbekannte Züge aus dem Leben von Personen mitgeteilt worden, wofür die Theilnahme selbst nach einigen Decennien nicht geschwächt worden. Wir bringen hier einige der pikantesten Auszüge.

Der Kaiser, um sich nach mehreren siegreichen Schlachten einige Ruhe zu gönnen, hatte sich entschlossen gehabt, unter dem Hort eines allgemeinen Friedens sich nach Mailand zu verfügen, um dort die Krone zu empfangen, die ihm angeboten worden. Auf seinem Hauptprangend, war sie aber das wahre Sinnbild seines Willens, denn es war die eiserne Krone. Als er in die Hauptstadt Frankreichs zurückgekehrt war, begab er sich in's Théâtre français, um gleichsam über die Tragödie die „Templer,“ in welche das Volk in einer Art von Verzückung wallfahrte, selbst zu Gericht zu sitzen. Das Théâtre français mußte jedes Mal, wenn dieses Stück gegeben wurde, eine Art Belagerung aushalten.

Den Morgen nach der Vorstellung, bei seiner Toilette, bemerkte der Kaiser zu Herrn Fontannes mit einiger Gereiztheit: „Das Stück ist in übler Absicht verfaßt. Es hat einen Erfolg, den ihm die Opposition bereitet: indem

der Verfasser die Templer als unschuldige Opfer hinstellt, stellt er das Königthum selbst ungünstig, macht es verhaßt, insbesondere dadurch, daß er es in einen Kampf mit dem Großmeister des Ordens verwickelt, dem er allen Nimbus der Tugend umhängt, und der die Milde des Königs mit solchen Worten des Undanks:

„Die Gnade ist ein Nichts, wir wollen Recht! Dies muß uns werden!“

zurückzustoßen wagt.

Wann haben Rebellen ihrem Könige befohlen? und gar zur Zeit unumschränkter Monarchie, ja im 14. Jahrhundert, einem Könige, wie es Philipp der Schöne war? Es muß uns werden! Wenn man Angesichts des Publikums historischen Personen solche Worte in den Mund legt, so sehe ich darin keine andere Absicht, als man läßt dem Königthum die Hand der Gerechtigkeit wegstoßen, um ihr die Fackel für den Scheiterhaufen darein zu legen. Ich werde den Verfasser kommen lassen, und werde sehen, ob er den Stoff gewählt, damit sein Genie daran seine dramatische Begabung erprobe, oder ob er ihn ausgesucht mit dem Vorbedacht, sich der souveränen Macht feindlich gegenüberzustellen?

Dichter Raynouard fand sich in den Tuileries ein. Die Unterredung mit dem Kaiser währte lange und war sehr lebhaft. Napoleon äußerte sich dabei ziemlich ausführlich gegen Fontannes: ich wollte diesen Mann unter meinen Einfluß stellen, sagte der Kaiser, ich eröffnete ihm die Aussicht auf eine glänzende Karriere, er lehnte die Anträge ab; ich wies ihm bei einer demnächst sich ergebenden Gelegenheit die Hoffnung auf den Eintritt in den Senat, worauf ihn meine Macht zu noch höheren Würden erheben könnte, denn die Deputirtenkammer bietet seinem Geiste und Ehrgeiz nicht genug Gelegenheit dar. Der Ausdruck: Ehrgeiz schien ihn beirrt zu haben; ich beschränke mich darauf, erwiederte er, die Unabhängigkeit eines Dichters zu behaupten. Ja wohl, die Unabhängigkeit ist nöthig, um Opposition zu machen. Schon recht! Er möge sich in Acht nehmen. Es ist dies ein Mann, der überwacht werden muß. Wir wollen sehen, was er uns in einem zweiten Werke bringt.

Fünf Jahre gingen vorüber, und der Kaiser hatte — das Stück „die Templer“ nicht vergessen; er hatte den Dichter nicht aus den Augen gelassen. Im Jahre 1810 vernahm er, daß die Tragödie: die „Stände von Blois“ seit dem Jahre 1804 aufgenommen, einstudirt, die Proben abgehalten und zur Aufführung gebracht werden sollte. Er gab der Direction des Théâtre français sofort Befehl, daß die erste Darstellung nicht zu Paris, sondern zu St. Cloud stattfinden sollte. Der Kaiser wollte das Manuscript nicht lesen. Der Eindruck der Lectüre, meinte er, ist immer unvollkommen. Ein dramatisches Werk, um vollkommen gewürdigt zu werden, darf nicht vom Blendwerk der Bühne getrennt werden. Der Kaiser dachte, der beste Censor in seinem Reiche sei er selbst.

Die Vorstellung, welche am 22. Juni v. J. statt hatte, war eine große literarische, ja fast politische Festlichkeit. Aller Augen waren mehr auf Se. Majestät den Kaiser, als auf die Herzöge von Guise, Mayenne und den König von Navarra des Stückes gerichtet, aber nichts offenbarte sich auf der Stirne dieses Mannes, der mitten im Gewühle der furchtbarsten Schlachten nie eine innere Bewegung zur Schau getragen hatte. Der Vorhang war gefallen, der Kaiser erhob sich mit einiger Festigkeit, trat aus der Loge, hielt sich etwa eine Minute in dem daranstoßenden Salon auf, und rief mit vernehmlicher, entschlossener Stimme: „Diese Tragödie wird nie aufgeführt werden, nie und nimmermehr! Ich bin nicht so einfältig, so vor den Kopf geschlagen, um zuzulassen, daß Heinrich IV., ein Bourbon, ein Haupt der Dynastie, fünf Acte hindurch dem Frieden Apologien halte, und dies vor mir, vor mir Napoleon, der ich ein Mann des Krieges bin.“

Diese Politik des Kaisers, indem er das Drama: die „Stände von Blois,“ in den Schreibtiſch seines Autors verbannte, wie politisch einerseits, wie wenig liberal andererseits, war von Staatswegen geboten, denn um seinen Bestand zu sichern, mußte er alle Freiheit unterdrücken.

Uebrigens hatte er Raynouard's Schicksal richtig vorhergesehen, denn er traf ihn, nur

diesmal ganz feindlich gegenüberstehend, in der berüchtigten Commission vom Jahre 1814, die sich gebildet hatte Angesichts seines Mißgeschicks, um seinen Fall zu beschleunigen. Raynouard hatte sich nicht wie etwa Lainé vom Kaiserthum losgesagt, um mit dem Königthum zu gehen, denn die Bourbons trafen ihn in der nämlichen Opposition, in der ihn Napoleon verlassen hatte. Er folgte dabei einer entschiedenen Neigung zum Widerstand gegen die bestehende Macht. Raynouard, wenn auch nie Mitglied irgend eines Parlaments, trug doch in sich den Saerteig eines alten parlamentarischen Geistes.

Was die ästhetische Seite betrifft, so war der Kaiser, ohne eben zu wollen, ein vortrefflicher Kritiker. Die Tragödie: die „Stände von Blois,“ aufgeführt unter der Restauration, blieb erfolglos. Kalt, ohne Effect trocken geschrieben, zog sie sich bis an's Ende fort, nur durch ein ununterbrochenes Stillschweigen von Seite des Publikums begünstigt. (Gr. Adz.)

Nordamerikanische Oberhäusler.

Ein stürmischer Austritt zwischen zwei Senatoren, Benton und Foote, auf dem Capitol zu Washington wird vom Newyorker „Herald“ folgendermaßen geschildert:

Ein Zerbrechen von Glas, Bewegung zwischen den Pulten, Aufstehen der Menge auf den Galerien, ein lautes Getöse entstand plötzlich in der Nähe von Bentons Platz, als ob ein Tisch umgeworfen würde, und als wir hinabjahren, erblickten wir den Senator von Mississippi, begleitet von mehreren andern Mitgliedern, hastig auf den Platz des Senators von Missouri zu-eilend. Als Benton herankam, stand Foote von seinem Pulte auf und trat in den innern Kreis des Saales, die eine Hand in einer sehr ominösen Lage, bis er, im Mittelpunkt angekommen, ein Pistol herauszog und es auf Benton richtete. Eine Menge von Senatoren stürzte herbei und hinderte Benton, näher zu kommen,

der seinen Rock zurückgeworfen hatte und in vollem Ernste zu sein schien.

Benton: Aus dem Wege! Laßt den Meuchelmörder feuern! (Ordnung! Ordnung!) Laßt den Meuchelmörder feuern!

Viele Stimmen: Wo ist der Waffensergeant?

Vizepräsident: Der Waffensergeant muß die Ordnung des Senats erzwingen. Wo ist der Waffensergeant?

Butler: Ordnung, Gentlemen, um Gottes Willen! Senatoren wollen ihre Sitze einnehmen!

Benton: Laßt den Meuchelmörder feuern! Laßt den Schurken seine Waffe gebrauchen! Ich habe keine Waffe. Ich kam nicht hierher zu morden! (Ordnung! Ordnung!)

Foote liefert seine Waffe ab. Der Waffensergeant stellt einige Ordnung her.

Dickinson (sehr kaltblütig): Was ist die Frage vor dem Hause?

Vizepräsident: Ueber das Amendement.

Benton (wüthend): Nein, Sir; Sie sollen nicht so davonkommen! Es muß etwas geschehen! Ein Meuchelmörder hat sein Pistol im Senate gezogen. Ich glaube, Sir, Meuchelmord ist in diesem Hause nicht gestattet. Ein Schurke hat im Senate mit einem Morde gedroht. Er hat sein Pistol gerichtet wie ein Meuchelmörder. Ich trage keine Waffen, Sir; ich habe keine bei mir. Aber Sir, es war mein Wunsch, den Meuchelmörder feuern zu lassen.

Foote: Ich wollte mich bloß vertheidigen.

Benton: Er ist bewaffnet wie ein Meuchelmörder und hat gedroht, einen Mann im Senate zu ermorden. (Ordnung! Ordnung!) Ich trage keine Waffen. (Ordnung! Ordnung!)

Foote will sprechen.

Benton: Ich hoffe, der Senat wird Kenntniß davon nehmen. Der Meuchelmörder hat ein Pistol in den Senat gebracht und es gebraucht wie ein Schurke!

Foote: Nur ein Wort. Ich bin bloß zur Selbstvertheidigung bewaffnet. Ich fürchtete, daß der Senator von Missouri mich erstechen oder erschießen wolle. Ich glaubte, er sei bewaffnet. Ich habe nie einen Menschen angegriffen, und ich erkläre vor Gott, daß ich mein

Pistol nicht gezogen haben würde, wenn ich nicht geglaubt hätte, der Senator sei bewaffnet.

Mehrere Senatoren sprechen für und gegen eine Untersuchung.

Henry Dodge d. Jr.: Wir sollen eine Untersuchung haben, Sir. Ich kenne den Senator von Missouri seit 30 Jahren, Sir. Ich habe nie gehört, daß er Waffen trüge, obwohl ich weiß, daß er sie zu gebrauchen versteht, wenn man ihn zwingt. Ich stand bei ihm, als er aufstand. Ich suchte ihn zu halten. Ich meine, wenn man sich schlagen will, so sollte man es nicht im Senate thun. Es ist draußen und auf der Straße Platz genug. Von dem Pistolenziehen des Senators von Mississippi will ich nichts sagen. Das ist seine eigne Sache. Aber dies hier ist eine ansehnliche Versammlung, und wir sind uns und dem Lande eine Untersuchung schuldig. Ich beantrage ein Comité von Fünfen. (Angenommen.)

Clay: Der Antrag geht nicht weit genug. Die Senatoren sollten vor einen Richter gehen und angeloben, den Frieden zu halten.

Benton: Ich habe in Gottes Welt nichts gethan, daß ich den Frieden angeloben müßte. Eher will ich im Gefängniß verfaulen. Ich habe nichts gethan. Es ist lügenhaft und feige, daß der Mörder sagt, er habe geglaubt, daß ich Waffen trüge. Ich habe keine Waffen. Und will eher im Gefängniß verfaulen, ehe ich den Frieden angelobe.

Foote: Ich trage nur Waffen, wenn ich mich in persönlicher Gefahr glaube. In dieser Scheue ich das Licht nicht, und ich gedenke sie zu erledigen, wie ein Mann von Ehre.

Benton: Ha, ha, ha!

Aus Rossini's Leben.

Es war an einem freundlichen Herbstmorgen 1833, als der große Maestro, auf dem Boulevards sich ergehend, einem gewissen Fabiani begegnete, einem Menschen von höchstens dreißig

Jahren, aber entkräftet von Ausschweifungen und früh gealtert; Rossini kannte ihn von Neapel her, wo er als zweiter Tenor bei der Oper engagirt war.

„Maestro,“ sagte Fabiani, „haben Sie Mitleid mit mir, ich bin von allen Hilfsmitteln entblößt und nicht im Stande meine Rückreise nach Italien anzutreten.“

„So, Thunichtgut, und Deine Stimme?“

„Weg, rein weg!“

„Gewiß von Deinem flotten Leben. Wenn man Sänger sein will, so muß man sein solid leben und Wasser trinken. Nun, wie viel brauchst Du zur Heimreise?“

„Viel, Signor, fünfhundert Francs!“

„Teufel! nun wir wollen sehen, komm morgen früh zu mir.“

Der Italiener bedankte sich und Rossini trat in das Magazin seines Verlegers.

„Maestro, ich habe eine Bitte an Sie,“ sagte dieser.

„Lassen Sie hören.“

„Ich brauche zwölf Romanzen; könnten Sie mir dieselben wohl komponiren?“

„Zwölf Romanzen? Das ist eine Herkulesarbeit und ich bin jetzt gerade nicht aufgelegt zu arbeiten.“

„Aber ich zahle auf der Stelle, ohne Sie auch nur gehört zu haben, 12,000 Francs dafür.“

„Ich will nicht!“ antwortete der eigenstünige Komponist. — Doch schnell bedachte er sich und fügte hinzu: „Zwölftausend Francs? Nun Sie sollen die Romanzen haben.“

Rossini ging und begegnete wenige Augenblicke später Lablache; er bot ihm den Arm und sie gingen eine Weile mitsammen. Rossini, in Gedanken vertieft, zog den Freund bald dahin, bald dorthin; im Salon Severini's angekommen, fanden sie auf dem Tische ein Album, in welches der Maestro eine Romanze geschrieben hatte.

„Aber warum geben Sie die Romanze nicht in Stich heraus?“ fragte ihn Lablache.

„Ich habe Sie schon längst vergessen; ich schrieb sie einmal für die Malibran. Aber Sie bringen mich da auf eine ganz gute Idee; ich könnte die Romanzen alle sammeln, welche ich

in das Album meiner Freunde geschrieben; mein Verleger verlangt zwölf Romanzen von mir.“

„Aber woher werden Sie die Originalien nehmen, welche in Frankreich, England und Italien zerstreut sind?“ Rossini lachte.

„Ich brauche sie nicht; ich weiß jede Note, die ich geschrieben habe.“

Er setzte sich an einen Tisch und schrieb mit unglaublicher Schnelligkeit in Gegenwart Lablache's zwölf Romanzen auf, und noch am selben Abend erhielt sie der Verleger, der zwölftausend Francs dafür zahlte.

Am folgenden Tage erzählte Fabiani, im Postwagen sitzend, daß er von einem Landsmanne eine bedeutende Summe zur Rückkehr in seine Heimath erhalten habe, und setzte ganz naiv auf das Befragen der Reisegefährten nach dem Namen dieses Wohlthäters hinzu:

„Ich darf ihn nicht verrathen; Rossini hat es mir verboten.“

Des Sängers Schwanenlied. — 1566. —

Singe Sänger
Meine Leiden,
Ob auch bänger,
Eh' wir scheiden
Mir das Herz im Busen schlägt!

Dir vertraute
Im Gefange
Es die Laute,
Wie so lange
Schweres Leid die Seele trägt!

Mahnend klinge
Deine Zitter,
Singe, singe
Holder Ritter,
Sing' von Frankreich mir ein Lied.

Als ich zugend
Von dem Strande,
Bitter klagend
Von dem Lande
Meiner Kindheit heimwärts schied!

Ob auch muthig
Ich's ertrage,
Sind zu blutig
Doch die Tage,
Die mein junges Auge sah!

Webe Thränen
In die Saiten,
Denn es wähen
Meine Leiden,
Daß ihr Ende noch nicht da!

„O ihr Musen
Steiget nieder
In den Busen,
Daß die Lieder
Trösten dieser Seele Schmerz!

„Hoffnung kehre
Lächelnd wieder,
Liebe lehre
Mich die Lieder,
Zu beglücken dieses Herz!

„Zu beglücken
Seine Minne,
Zu entzücken
Diese Sinne,
Reißt mich meine Seele hin.

„Denn zum Siege
Auserkoren,
In der Wiege
Schon geboren
Als der Schönheit Königin,

„Ist Maria
Auch die meine
Da Madonna
Nicht die Eine
Königin des Himmels ist.“ —

Und die Laute
Fällt ihm nieder,
Denn er schaute
Den Gebieter,
Den Gemahl der Königin!

Und der König
Sticht ihn nieder,
Denn der König
Ist Gebieter
Ueber Land und Königin!

Waldemar Schier.

Sonntagsfeier.

Im grünen Laub beim Meister Rüper,
Da schien die Sonne hell herein,
Und schmolz der Gäste blanke Stüber
Zu sonnenfreudehellen Wein.

Die Seelen spielten wie die Fische
Im sommerlaunen Wiesenbach,
Am weinumrankten kleinen Tische
Der Dichter zu dem Freunde sprach:

Wie ziehen mir durch Aug' und Ohren
Der Freude muntre Gäste ein,
Als wär' ein Kindlein uns geboren,
Wie oder sollte Hochzeit sein?

Ich hör' trompeten, pauken, geigen,
Sie sängen bei der Liebe Schmaus
Und von dem Herzen aufwärts steigen
Die Gäste in des Geistes Haus!

O Sonnengott! Du alter Becher,
Gh' du dich senkst in's blaue Meer,
Trink' ich auf Erden diesen Becher,
O Sonne! dir zu Ehren leer!

Denn rollt der Wein in unsre Herzen,
So geht in unsres Geistes Reich
Die Sonne nie, doch alle Schmerzen,
Sie gehen unter allsogleich!

Und meine trunkne Seele flieget
Weit über dieser Erde Land,
Das Herze jauchzt, der Geist besieget
Jedwede Schranke, die er fand!

So sprach er und in einem Zuge
Trank er den vollen Becher leer,
Doch seines Geistes frohem Fluge
Folgt diese Antwort eisenschwer:

„O könnt' ich meine Seele heilen
Durch dieser Trauben edles Blut,
O könnt' ich deine Freude theilen,
Läg' mir erschlagen nicht der Muth!

Mich zieht es mächtig in die Ferne,
Zerrissen hab' ich jedes Band,
Mein Blick hängt nur an einem Sterne,
Der leuchtet nicht im Vaterland!

Nicht träumen mag ich jene Welten,
Nicht frag' ich nach dem Himmelreich,
Wenn wir erst hier als Brüder gelten,
Sind Menschen auch den Engeln gleich!

Auf freien Geistes Adlerschwingen
 So siege selig, doch allein,
 Mir solls auf Erden noch gelingen,
 Auch unter Freien frei zu sein!"

Die alten Gäste sprechen leise
 Und trinken still ihr Schöppchen aus,

Und nach frommbürgerlicher Weise
 Gehn sie selbender dann nach Haus.

Es geht ihr Leben ohne Sorgen
 Und zieht sich wie die Uhren auf,
 So zeigen heute sie wie morgen
 Des Werkeltages Stundenlauf.

Waldemar Schier.

F e u i l l e t o n .

Friedrich-Wilhelmsstädtisches Theater. Die deutsche Theaterzeitung berichtet aus Berlin: Am 17. Mai fand vor dichtgefülltem Hause die festliche Eröffnung des neuen Theatergebäudes statt. Auf jedem Gesicht lag die Ueberraschung über das mit großem Reichthum ausgeschmückte und durch Gaslicht hell beleuchtete Haus, das außer dem Sperritz und dem gewöhnlichen Parterre zwei Logenreihen hält. Die obere Reihe enthält gesperrte Sitze als zweiten Rang, hinter diesen, etwas höher gelegen, befindet sich die Galerie. Die Decke enthält in 3 Abtheilungen, welche durch reiche Vergoldungen getheilt sind, sehr schöne Deckengemälde, ein gleiches befindet sich über den Proszeniumslogen. Der Kronleuchter, welcher das Gaslicht in Röhren ausströmt, welche gleich Kerzen geformt sind, ist in Vergoldung und Stoff dem berühmten Kronleuchter des Opernhauses ähnlich. Rothe Sammettapeten zieren die Wände, während die Logenbögen weiß und mit reichen Vergoldungen verziert sind. Das Foyer, die Restauration und die Konditorei sind sehr geschmackvoll eingerichtet, an den Wänden befinden sich grüne Sammettapeten. So viel über die äußere Einrichtung, die, so viel wir erfahren, von allen Plätzen Gelegenheit bietet, den ausreichend großen Bühnenraum, welcher durch eine rothe Faltengardine vom Zuschauerraume abgeschlossen ist, vollständig zu übersehen. Die Eröffnung der Vorstellung erfolgte durch einen Prolog, verfaßt und gesprochen von Hrn. Hesse, dem sich eine Festsymphonie von Loring anschloß. Der Komponist wurde bei seinem Erscheinen am Directionspult rauschend empfangen und sein Werk lebhaft beklatscht. Die weitere Vorstellung bestand aus 3 Abtheilungen, einem Liederspiel, einem Lustspiele und einer Gesangsposse. Diese Wahl ist durch die Rücksicht geleitet, dem Publikum in dem Rahmen eines Abends ein Bild von der

Haupttrichtung bei der künftigen Thätigkeit des neuen Instituts zu gewähren. Das Liederspiel „die Zillerthaler“ von Resmüller hat in seiner einfachen Handlung recht interessante und frische Momente, ist aber zu weit ausgedehnt und gibt sich in einigen Scenen an eine sentimentale Breite hin, welche durchaus, namentlich aber am Schluß ausgeschnitten werden muß. Als tief verlegend müssen wir die Scene bezeichnen, wo der Vater scherzweise und unmotivirt sein Kind auf die Seelenfolter spannt. Die Musik ist ansprechend und im süddeutschen Styl gehalten. Das Publikum sprach sich bei Weitem günstiger aus, wie die Kritik es hier vermag und begleitete das einaktige Liederspiel mit lebhaftem, oft rauschendem Beifall, welche letztere vorzugsweise der neuen Acquisition, Fräul. Schulz vom Hoftheater zu Schwerin galt. In Fräul. Schulz hat diese Bühne einen glänzenden Treffer gezogen. Mit einer lieblichen Erscheinung verbindet dieselbe ein hervorragendes Darstellungstalent; in Bezug auf Stimme und anmuthigen Gesangsvortrag stehen wir nicht an, sie über alle Künstlerinnen ihres Faches zu stellen. Mit diesen Requisiten ausgestattet, gelang es Fräul. Schulz, sich die volle Gunst des Publikums so rasch zu erobern, daß sie bereits nach ihrer zweiten Scene stürmisch gerufen wurde. Hr. Ascher zeigte sich in der Rolle des Fritz Klarenbach als gewandter Schauspieler, als welchen wir ihn kennen und das Publikum folgte auch in dem neuen Raume seiner humoristischen Leistung mit der alten, lebendigen Theilnahme. Eben so freundlich wurden Hr. Hesse als Silberfranzl, Hr. Stolz als Blasius und Hr. Weirauch als Käsefritz aufgenommen. Die wunderschöne, von Gropius gemalte Decoration wurde rauschend applaudirt, die Kostüme waren neu und sehr geschmackvoll, das scenische Arrangement durchaus angemessen. Nach dem Fallen des Vorhanges wurden die Hauptpersonen

des Liederspiels und nach diesen der Eigenthümer, Hr. Deichmann, gerufen. Die zweite Pöce, ein einaktiges Lustspiel, „Waldeinsamkeit,“ von einem ganz jungen Autor, Hrn. Roquette, liegt in der Intrigue, wie in den Situationen sehr an der Oberfläche, wird aber bei lebendiger Darstellung überall so wie hier gefallen. Ein höchst gelungenes Charakterbild lieferte Hr. Ascher als Kommerzienrath Wallmuth; auch Hr. Stolz brachte seinen alten, behäbig pöffigen Kammerdiener zur vollen Geltung. Die Damen Ascher und Stromeyer, so wie Hr. Brückner genügten vollkommen. Hrn. Droberg (ebenfalls neu engagirtes Mitglied) hätten wir in der, freilich kleinen und undankbaren Rolle, humoristisch statt sentimental gewünscht. Den Schluß bildete ein Vaudeville von Kalisch, die Bearbeitung einer älteren Pöce von Angely „Glückskind und Unglücksbergel,“ umgetauft in „Peter Schlemihl.“ Wir sind weit entfernt, Hrn. Kalisch einen Vorwurf machen zu wollen, wenn er „sein Eigenthum nimmt, wo er es findet,“ wenn er einem alten Stoff neue Seiten abgewinnt und ihn dem Publikum mundrecht macht, bei dieser Pöce, als Entrée für Hrn. L'Arronge bestimmt, ist ihm dies jedoch keinesweges gelungen. Die alte Handlung ist durch keinen neuen Wis genießbar geworden, nur einige gute Einfälle und ziemlich hübsche Kouplets schwimmen in weiten Distanzen darin umher. Hr. L'Arronge wurde stürmisch empfangen und seine Darstellung von steten Beifallszeichen begleitet, aber es bedurfte seines ganzen Talents und der hübschen Schlußwendung, um die Pöce aufrecht zu erhalten. Ebenso war Fr. Schulz als Berliner Pflanze vorzüglich. Fr. Genée, welche eine kleine Rolle übernommen hatte, wurde bei ihrem Erscheinen lebhaft empfangen und spielte con amore. Vorzüglich war Hr. Weirauch als Zimpel und Hr. Gibson zeigte sich auf dem Felde humoristischer Karrikatur glücklicher als in seinen Liebhaberdarstellungen. Am Schluß rief man natürlich wieder Alle. Das Publikum verließ in durchaus befriedigter Stimmung das Theater und die Direktion wird hoffentlich auch ferner Alles daran setzen, um sich diese zu erhalten.

Berliner Heiraths-Spekulation.

Ein berliner Tabagiewirth hält ein Schenk mädchen, welches er für seine Pögetochter ausgibt, die Lust zur Heirath und 900 Thaler habe. Ein Commissionär erhält den Auftrag, Freier zu werben. Bald findet sich auch ein Mann, der auf die Sache eingeht, auch mit der Verpflichtung gegen den Commissionär: bei Abschluß

an denselben 50 Thlr. zu zahlen, sich einverstanden erklärt. Der Bräutigam wird der Braut vorgestellt, die ihn mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken empfängt, auch mit seiner Persönlichkeit und seinen Verhältnissen vollkommen zufrieden ist. Nachdem der Bräutigam nun fast täglich das Local besucht, dem Wirth eine nicht unbedeutende Zahl von Freunden zugeführt, die Braut reich beschenkt, sie mehrmals in's Theater und auf andere Vergnügungen geführt, will er endlich die Verlobung ansetzen. Da plötzlich wird die Braut kühl und schenkt dem Bräutigam nicht die geringste Aufmerksamkeit mehr. Der Betrogene, bald durch einen andern Bräutigam verdrängt, dem es nicht besser ergeht, zieht sich zurück und kommt jetzt dahinter, daß der Wirth des Locals sowohl als das saubere Schenk mädchen ein Compagnie-Geschäft betreiben, dessen Spekulation allein darauf gerichtet ist, fette Gäste zu fischen, dem Schenk mädchen nebenbei noch theure Geschenke und Vergnügungen zu verschaffen. — Diese neue Art von Heirathsgeschichte läßt uns einen tiefen Blick in unsere sittlichen Zustände thun, und rathen wir allen Heiraths-Candidaten, sich vor solchen Anträgen in Acht zu nehmen.

Die Schuld Berlins beträgt gegenwärtig 4,800,000 Thlr., wovon 2,300,000 Thlr. in Stadtoobligationen zu 3½ pCt. und 2,500,000 Thlr. in Stadtoobligationen zu 3 pCt. kursiren. Zu dieser Schuld wurden anderthalb Millionen für das städtische Gaserleuchtungs-wesen und 1848 vier Millionen zur Bestreitung außerordentlicher Ausgaben kontrahirt: der Rest von 2,300,000 Thlr. ist schon aus früheren Jahren unter der vorigen Regierung herübergenommen. Derselbe betrug im Jahre 1840 3,135,000 Thlr., war aber im Jahre 1847 schon bis auf 2,400,000 Thlr. getilgt; die jährliche Tilgungssumme ist 132,000 Thlr. Die Tilgung wurde jedoch 1847 und 1848 wegen der bekannten Nothstände dieser Jahre ausgesetzt und erst 1849 wieder aufgenommen.

Eine pikante Berliner Theater-Anekdote, als Beiflang einer gewissen großen Oper und ihres berühmten Komponisten. Einer jüngst verhehlchten Sängerin war nämlich eine Partie der Oper zugetheilt und später auf Anforderung des Komponisten abgefordert und anderweit besetzt worden. Nachdem darin eine Vakanz eingetreten war, begab sich der berühmte Maestro zu der jungen Ehegattin im Geleit eines sehr hübschen silbernen Theeservice, welches er nachträglich als Hochzeitsgeschenk präsentirte. Nach dieser Introduction kam der

Meister auf den eigentlichen Zweck seines Besuchs, die Bitte um Uebernahme der mehrbezeichneten Parthie; allein seine ganze liebenswürdige Ueberredungskunst war eben so wenig im Stande, die Künstlerin zu bewegen als die Rücksicht auf das reiche, verspätete Hochzeitsgeschenk und der Komponist mußte weichen, nicht ohne reuig-sehnsüchtige Blicke auf das vergeblich geopfertetheegeschirr zu werfen.

Hinrichtung in München. Am 18. Mai wurde unter großem Zulaufe die Hinrichtung an Stopfer, einem der Mörder des Canonikus Schwarz, vollzogen. Mühte der Mörder wirklich unabwendbar seinen letzten Gang zum Schaffot so langsam und so im Zickzack durch die Straßen machen, mit langem Aufenthalte inzwischen, um nochmals vor den gaffenden Massen sein Todesurtheil zu vernehmen und den Stab über seinem Haupte brechen zu sehen? Darf ihm diese letzte zweistündige Marterzeit nicht möglichst abgekürzt, kann sie ihm nicht durch die nach außen hundertmal wirksamere Hinrichtung im Gefängnißhose erspart werden? Wir haben heute mehrfach zu unserer Freude wahrnehmen können, daß auch der ärgste Missethäter noch auf das Fürgebet der Frommen rechnen darf; denn während die unzähligen Tausende nach der Richtstätte eilten oder sich in alle diejenigen Straßen drängten, durch welche der Zug muthmaßlich kommen mußte, pilgerten auch nicht Wenige jeden Alters und beiderlei Geschlechts nach den Kirchen, um für den Gefallenen zu beten in dem Augenblicke, wo er mit dem Leibe büßen soll für den Abfall seiner Seele von Gott. Aber was ändern noch so viele Tropfen an der Richtung eines reißenden Stromes, in den sie fallen? Eine unzählbare Menschenmasse erfüllt die Straßen, überdeckt die weite Richtstätte, gafft und lärmt überall, kann mit dem Bechen und seinen Anhängseln kaum warten, bis das Volksfest vorüber ist, und kann sie endlich anfangen, sich in Hunderte von Bierschenken und Schnapskneipen zu verlieren, dann zeigt sie in ihrem ganzen Treiben, daß die möglicher Weise gehegte Absicht, eine abschreckende Wirkung hervorzu bringen, eine durch und durch verfehlte gewesen ist. Der weiland so freche und verwegene Räuber war während der letzten drei Tage schon reumüthig und fast stündlich kleinlauter

geworden. Auf das Schaffot konnte er nur unterstützt steigen. Kaum auf dem Sessel niedergesunken, war an ihm der Richterspruch auch schon vollzogen.

Die Wiener Lumpensammler als Bergknappen. In Oestreich cursirt jetzt bekanntermaßen eine so ungeheure Masse von Papiergeld, daß das Silbergeld zu einer förmlichen Seltenheit geworden ist. Aus diesem Grunde werden in Wien die Lumpensammler, welche die Lumpen zur Anfertigung dieser Masse von Papiergeld suchen müssen, östreichische Bergknappen genannt, im Vergleich mit den Bergknappen anderer Länder, welche das Silber suchen, woraus das Geld geprägt wird. Hierauf mag sich auch die Redensart des Finanzministers beziehen, welcher vor Kurzem gesagt hat, das Volk müsse sich auf den Gebrauch der nöthigsten Lebensbedürfnisse beschränken. Der Hof thut das nun gerade eben nicht, denn sonst würde der Kaiser nicht so ohne Weiteres Hunderttausende an seine Generale verschenken können.

Feier des Osterfestes in Athen. Die Griechen feiern dies Fest hauptsächlich mit Gewehrschüssen. Am Charfreitage fangen sie an, scharf zu schießen und hören damit erst nach dem dritten Festtage auf. Die Auferstehung feiern sie in der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag. Der König, die Königin, die Ehren Damen und das ganze Hofpersonal begeben sich um Mitternacht zu dieser Feierlichkeit, der sie nur mit Lebensgefahr beiwohnen, denn die Schwärmer und Betarden werden auf's Gerathewohl bei ihnen losgelassen und die Dunkelheit vermehrt noch die Gefahr. Am letzten Osterfeste wollte ein deutscher Reisender Charfreitags eine Procession auf der Straße mit ansehen und stellte sich auf den Balkon eines benachbarten Hauses, doch bezahlte er seine Neugierde mit seinem Mantel und Hute, die ihm beide durchschossen wurden, ohne daß er es hätte wagen dürfen, sich darüber zu beklagen. Dem Herrn Daveluy, Director der französischen Sprache, pfiß beim Spazierengehen in seinem Garten eine Kugel so nahe beim Ohre vorbei, daß sie seine Haare streifte und blieb in der Mauer stecken. Auf diese Weise wurden am letzten Osterfeste an 30 Menschen getödtet und verwundet, und es fällt Niemandem ein, die Thäter zur Rechenschaft zu ziehen. —

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

In Commission der Arnoldischen Buchhandlung in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede.